

wirtschaftspolitik birgt unausgesprochen auch Merkmale praktischer Entwicklungspolitik, u.a. Teilen von Know-how, und verzichtet zudem auf ein in Indien oft als belehrend empfundenen Insistieren in Menschenrechtsfragen. Nach Meinung des amerikanischen Politikwissenschaftlers S. Cohen ist Israel mit seiner Lobby-Arbeit im US-amerikanischen Kongreß deshalb so erfolgreich, weil es gute und realitätsnahe Informationen über den Mittleren Osten vermittelt.

Diese Einschätzungen und Informationen könnten sich natürlich auch in der israelischen Lobby-Arbeit in Indien für die indische Regierung und speziell das Außenministerium auszahlen, da Indien bei der Ausgestaltung seiner Außenpolitik in Zukunft Westasien und dem Mittleren Osten noch größere Aufmerksamkeit schenken wird.

Angesichts der kurzen Periode der bilateralen Beziehungen zwischen Indien und Israel sowie der feststellbaren wirt-

schaftlichen Komplementarität in verschiedenen Bereichen steht einer konstruktiven Ausgestaltung dieser normalisierten Beziehungen, auch angesichts des diesbezüglichen breiten Konsens innerhalb der politischen Klasse Indiens, in den nächsten Jahren nichts im Wege.

Es gibt gegenwärtig keinerlei Anzeichen, die die konstruktive Zusammenarbeit in den verschiedensten Bereichen zwischen dem "israelischen David" und dem "indischen Goliath" trüben könnten.

Literatur und Politik

von Martin Kämpchen

Zweimal in den letzten Monaten ist ein indischer Dichter in das Kreuzfeuer heftiger Medien-Auseinandersetzungen geraten. Und das bedeutet in Indien stets, daß politische Themen im Spiel sind. Denn ästhetische Qualitäten, literarische Fragen würden niemals ein so intensives Interesse erregen. im ersten Fall handelt es sich um den indischen Nobelpreisträger Rabindranath Tagore (1861 - 1941), der vor allem den Bengalen als Ürvater der modernen indischen Kultur betrachtet wird. Der zweite ist der in Bombay geborene Salman Rushdie, dessen soeben erschienener Roman 'The Moor's last Sigh', der in Bombay handelt, ebendort Wellen schlägt.

Rabindranath Tagore

Man stelle sich vor, ein bekannter deutscher Kritiker behauptet, Goethe habe mittelmäßige Romane geschrieben. Daraufhin kommt der hessische Landtag zusammen und verurteilt die Pöbeleien des Kritikers über das Kind der Landeshauptstadt aufs schärfste. Sogar der Bundesrat in Bonn beanstandet den Vorfall. Alle großen Zeitungen berichten über die Schändung Goethes auf Seite eins, und Kommentare wie Leserbriefe diskutieren diese Herabwürdigung des deutschen Nationaldichters. Unvorstellbar? Doch jüngst so geschehen in Indien.

Natürlich nicht Goethe betreffend, sondern eben Rabindranath Tagore, der 1913 als erster Nicht-Abendländer den Nobelpreis für Literatur erhielt. Neben dem charakterlich und ideologisch sehr verschiedenen Mahatma Gandhi ist Tagore bis heute ein Aushängeschild der indischen Kultur und eine Ursache für den nationalen Stolz der gebildeten Inder.

Umso ärgerlicher darum, daß Indiens gegenwärtig bekanntester Kolumnist, Kushwant Singh, auf einem literarischen Workshop verkündete, Tagore habe mittelmäßige Romane, Kurzgeschichten und Theaterstücke geschrieben; sie seien "zu gewöhnlich", um all diese Ehrungen zu verdienen. Nur seine Lyrik (für die Tagore denn auch am bekanntesten ist) sei beachtenswert. Am folgenden Tag las die schockierte Nation derlei in den Zeitungen und vereinigte sich gegen den Journalisten. In Kalkutta brauchte er Polizeischutz vor einer aufgebracht Menge, die ihn am Flughafen erwartete. Der Landtag in Kalkutta verurteilte ihn einstimmig, sogar die 'Rajya Sabha', das Oberhaus des Parlaments in Delhi, nannte sein Verhalten ex cathedra "unverantwortlich". "Kulturterrorismus!" schnaubte ein Abgeordneter der Rechtspartei 'Bharatiya Janata Party' (BJP). Inzwischen muß sich Singh sogar vor Gericht verantworten. Die Polemik wird sich also in die Länge ziehen.

Sämtliche Zeitungen haben den Literaturstreit aufgegriffen und veröffentlichten spaltenweise Leserbriefe. Eine Parlamentsabgeordnete will den achtzigjährigen Singh "öffentlich auspeitschen" lassen, andere schreiben "Blasphemie!", als sei Tagore göttlicher Herkunft, und schleudern dem Schreibtischtäter ausgewählte Häßlichkeiten entgegen. Nun ist Kushwant Singh jemand, der die Polemik mehr liebt als ausgefeilt formulierte Wahrheiten. Er ist Indiens bekanntester Sikh und das enfant terrible unter den Journalisten. Er begann als ernstzunehmender Historiker des Sikhismus, war mehrere Jahre Diplomat und redigierte mit Erfolg eine auflagenstarke, traditionsreiche Wochenzeitung, die 'Illustrated Weekly of India'. Auch in der Politik hat er einige Jahre, als Mitglied der 'Rajya Sabha', mitgemischt. Als Romanautor errang er Achtungserfolge. Im letzten Jahrzehnt hat er sich ganz aufs Kolumnen-Schreiben verlegt, die in zahlreichen Zeitungen Indiens abgedruckt werden. Sie erhalten ihre Popularität durch Singhs dreiste und unkonventionelle Urteile, seinen unverfroren offenen Hedonismus, der sich keine Gelegenheit verkneift, von Wein, Weib und Fünf-Sterne-Hotels zu schwärmen. Seine Artikel sind meist hastig und geschwätzig, atmen aber die große weite Welt - die den meisten seiner Leser verschlossen bleibt - mit seinen Berichten zahlreicher Reisen und Begegnungen. Dieser grandseigneurhaften Weltläufigkeit können sich nur wenige Leser verschließen, zumal sie im kulturellen Klima Indiens sehr selten ist. In seinen Reaktionen zeigte Singh natürlich keine Spur von Zerknirschung, sondern zog zusätzlich über die anderen "heiligen Kühe" der Bengalen her. Einsichtsvoll gestand er aber in einer seiner Kolumnen: "Nicht die Beschimpfungen gegen mich bekümmern mich, sondern das häßliche Image, das den westlichen Ländern von der indischen Gesellschaft entsteht. Sie werden glauben, Inder seien so unreif und Bangaldeschis und Iraner, die Fatwas gegen Taslima Nasreen und Salman Rushdie verhängt haben." Er räumt jedoch so-

fort ein, daß ihm der Glorienschein des Märtyrers nicht recht zu Gesicht stehen werde.

Die Polemik zeigt, wie wichtig dem indischen Mittelstand, jenem Bevölkerungstil, der die öffentliche Meinung bestimmt, die eigene kulturelle Identität ist. Während die Menschen im Alltag überfüllter Städte, mit ihrer schwer überlasteten Infrastruktur, nichts zu lachen haben, brauchen sie Leitfiguren wie Tagore, auf die diese Schatten des Alltäglichen nicht fallen dürfen.

Zu Lebzeiten ist Rabrindanath Tagore hart und oft verletzend angegriffen worden - gerade von seinen bengalischen Landsleuten. Heute ist davon nicht mehr die Rede. Er wird, indischer Mentalität entsprechend, zum 'Gurudev', einem 'göttlichen Meister', mythisch überhöht, worauf dann historisch-analytische Kritik an Person und Werk Anathema werden. Ein Editorial im Kalkuttaer 'Telegraph' bemerkte, der Streit habe "die Zerbrechlichkeit des kulturellen Selbstvertrauens der Bengalen" offengelegt. Es kritisierte insbesondere die Heuchelei der kommunistischen Landesregierung West-Bengalens, die noch vor einem Jahrzehnt Tagore als "anti-proletarisch" abgelehnt habe. Weiter heißt es: "Der Wunsch des Landes, mit der restlichen Welt Schritt zu halten, geht einher mit einer Nervosität, die eigene Kultur könne sich dabei abschwächen." In einer solchen inneren Gespaltenheit kann sich kein gesundes Selbstbewußtsein entwickeln.

Salman Rushdie

In England ist wieder ein großer Roman über Indien entstanden, und die indische Öffentlichkeit nimmt ihn, wie immer, wenn indische Kultur ihr von außen vorgeführt wird, mit gespaltenen Gefühlen auf. Salman Rushdies 'The Moor's Last Sigh' befindet sich seit Anfang September in den Buchläden, und immer noch erscheinen regelmäßig Besprechungen, Kommentare und Leserbriefe.

Der indische Lizenz-Verlag Rupa & Co (Delhi), der das Buch zu erheblich vermindertem Preis anbietet, hatt sich entschieden, es nicht in Maharashtra, auch nicht in dessen Hauptstadt Bombay, zu verkaufen. Bombay aber ist die Geburtsstadt Rushdies und der genius loci seines letzten Romans. Es ist darum keine bloße "geschäftliche Entscheidung" - wie Rupa beteuert - wenn das Buch gerade dort nicht auf die Ladentische kommt. Da in einem der Handlungsstränge eine Figur satirisch-kritisch charakterisiert wird, die eine gewisse Ähnlichkeit zu dem rechtsextremen Hindu-Politiker Bal Thackeray aus Bombay besitzt, fürchtet der Verlag die Randale der rechtsradikalen Horden. Dieses Risiko hat er den Buchhändlern zu Recht nicht zumuten wollen. Und dennoch: ist diese Selbstzensur zu rechtfertigen? Hätte der Verlag nicht doch eine Lanze für freie Meinungsäußerung brechen sollen? Ist das nicht gerade für das Bombayer Lesepublikum von besonderem Interesse? Die Autorenvereinigung von Bombay protestierte, Leserbriefe regen sich über den "Bann" des Buches auf und fordern mehr Mut.

Immerhin ist Rushdie, was Zensur betrifft, ein gebranntes Kind: es begann mit seinen 'Mitternachtskindern'. Die damalige Premierministerin Indira Gandhi brachte Rushdies Verleger vor Gericht und erreichte, daß eine Anspielung auf sie, "die Witwe", und "ihren Sohn" in den nachfolgenden Auflagen gestrichen wurde. In Indien, Rushdies Geburtsland, wurden die 'Satanischen Verse' als erstem Land verboten, noch bevor die Fatwa über ihn verhängt wurde.

Diesmal will nicht nur die rechtsgerichtete Regierung von Maharashtra den Verkauf des Buches offiziell verbieten, auch die gesamtindische Kongress-Regierung in Delhi ist keineswegs amüsiert, daß der Hund einer Romanfigur 'Jawaharlal' heißt, also den Vornamen von Nehru, dem ersten indischen Premierminister, trägt. Eine Zeitung berichtete, daß der Zoll

Anweisung erhalten hatte, die 'The Moor'-Büchersendungen aus England aufzuhalten, bis eine Entscheidung bezüglich der Verteilung gefallen sei. Es wird geprüft, heißt es, warum die Anweisung nicht befolgt wurde. Inzwischen haben mehrere Zeitungen von einem Einfuhrverbot durch den indischen Zoll geschrieben. Doch in den Buchläden von Delhi etwa ist das Buch, so berichten Freunde, frei verkäuflich. Eine verkaufsfördernde Finte des Verlages? Eine Hinhaltaktik der Behörden? Jedenfalls, so Rushdie in einem Interview, sollen mehrere Minister in Delhi um signierte Exemplare des 'Moor' gebeten und sie von Rushdie auch erhalten haben. Sogar Premierminister Narasingha Rao ist mit dem Buch unter dem Arm gesichtet worden.

Nachdem Rushdie mit den 'Satanischen Versen' fundamentalistische Moslems gegen sich aufgebracht hat, hat er es nun geschafft, auch konservative Hindus zu provozieren. Es liegt nahe, daß die beiden Gruppen die Rushdie-Kontroverse gegeneinander ausspielen. Schon spekulieren rechte Hindu-Kreise in Bombay, daß Rushdie mit seiner Kritik an dem Hindu-Politiker die Moslems im Iran habe "besänftigen" wollen.

'The Moor' läßt sich natürlich nicht platt als Manifest gegen Hindu-Fundamentalismus verstehen. Salman Rushdies vielschichtiger Roman, der mehrere Generationen einer jüdisch-christlichen Familie mit der indischen Geschichte verwebt, beschwört die pluralistische, kosmopolitische Kultur jenes Bombay, das der Autor als Kind schätzen gelernt hatte. Mit Absicht, sagt Rushdie in einem Interview mit der 'Times of India' (Delhi), habe er keine moslemische Familie beschrieben; er wolle zeigen, daß er als Moslem nicht auf die Beschreibung moslemischer Schicksale fixiert ist. Jenes Indien, fährt er fort, das man "im großen und ganzen als säkular, demokratisch und sozialistisch bezeichnen kann, verwandelt sich unter dem Druck von antisäkularen, antidemokratischen Kräften und jenen der freien Marktwirtschaft in etwas anderes. Dieser Roman ist aus jenem Bewußtsein einer Transformation entstanden."

Dennoch gibt der Schriftsteller die Hoffnung nicht auf, daß "etwas Wahres an dem Mythos des ewigen Indien" ist und seine "vielschichtige Kultur nicht einfach verschwindet ... Der Roman ist ein Denkmal dieser Hoffnung". Nicht mehr Teil dieser kulturellen Prozesse des Heimatlandes, von Indien "verbannt" zu sein, das sei für ihn sehr hart, gesteht der Autor. "Nichts wäre mir lieber, als in einem Flugzeug nach Indien zu sitzen; fast sieben Jahre habe ich es nicht besucht."

Die indische Literaturkritik ist 'The Moor' gegenüber durchweg positiv eingestellt. Man beginnt, es als bedeutendes Indienbuch zu feiern. "Ein großartiges Buch" heißt es etwa im 'Sunday Observer' (Delhi), "ein reiches Buch, voller Licht und Leben, doch auch sehr dunkel", steht in 'The Tribune' (Chandigarh). Hervorgehoben wird, wie "lesbar" dieser Roman im Vergleich zu seinen früheren sei. Die groteske Phantasie und Fabulierkunst des Autors gingen mit dem Stoff der Geschichte souverän um, sie bedienten sich vor allem durch Wortwitz zahlreicher, oft verschlüsselter Anspielungen auf bestehende Verhältnisse. Die Figur des Romans, 'Fielding', in dem man den Politiker Bal Thackeray erkennt, stehe keineswegs im Vordergrund der Handlung.

Wenn sich dennoch so viele über den Roman Rushdies aufregen, so läßt sich das nur mit dem für das heutige Indien typischen 'colonial hangover' erklären. Die gereizte Empfindlichkeit gegenüber Kritik von "außen", vor allem aus dem Westen, ist eine Reaktion auf zweihundertjährige britische Kolonialisierung, während der die indische Kultur häufig ignoriert wurde und dadurch Inder in ihrer Selbstachtung gemühtigt worden sind. Auch fast fünfzig Jahre nach der Unabhängigkeit fühlt sich das Land, das immer stolz auf seine alte Kultur verweist, in seinem Status als Dritte-Welt-Land gegenüber dem Westen kulturell allzu leicht zurückgesetzt.